

Die vergleichende Religionswissenschaft.

Von Dr. Ignaz Wild in Linz.

Wie uns der Dulder Job in den mannigfachsten Wendungen lehrt, kann der Mensch die göttlichen Geheimnisse nicht durchdringen. Es gibt deshalb auch keine Wissenschaft, d. h. eine völlige Erklärung der geoffenbarten Religion aus den der Vernunft zugänglichen Wahrheiten. Obgleich sie weit über jede andere Lehre erhaben ist, sagt uns doch der Herr, daß sie der Vater den Weisen und Klugen verborgen und den Kleinen geoffenbart habe. Den Pharisäern gegenüber beruft er sich nicht auf die äußere Schönheit seiner Lehre, wie groß sie immer sein mag, sondern neben den Wundern und Weisagungen auf ihre innere Wirksamkeit.¹⁾ Ebenso den schon Gläubigen gegenüber: „Wenn ihr in meiner Rede bleibt, so werdet ihr wahrhaft meine Jünger sein, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“²⁾

Es braucht hier nicht erörtert zu werden, in welchem Sinne die Theologie und besonders die Apologetik eine Wissenschaft ist. Eine vergleichende Wissenschaft der Religionen mit Einbeziehung des Christentums ist aber durchaus möglich. Schon die Väter, der heilige Justinus, Clemens von Alexandrien, Theodoret setzten sich mit dem Heidentum auseinander. Selbst das Buch der Weisheit enthält Kapitel 13 bis 15 einen Exkurs gegen den heidnischen Götzendienst. Der heilige Augustinus zeigt uns in seinen Büchern über den Gottesstaat die zwei um die Weltherrschaft ringenden Reiche, das des Guten und das des Bösen, ersteres durch Judentum und Christentum, letzteres durch die Assyrier und Römer repräsentiert. Die in diesem Werke niedergelegte Geschichtsphilosophie blieb im ganzen Mittelalter herrschend. Zu Ende dieses Zeitalters wurden die alten Systeme, zuerst der Neuplatonismus, dann der Pythagoräismus, Stoicismus usw. wieder belebt, und auch die Reste der altorientalischen und ägyptischen Religionsysteme herangezogen, um die allgemein giltigen Bestandteile der Religion aufzuzeigen. Joannes Picus de Mirandula glaubte in der Kabbala eine glänzende und überaus wirksame Rechtfertigung des Christentums gefunden zu haben. Der Wert ihrer Arbeit besteht jedoch in der Erweiterung der historischen Religionskunde. Durch die Entdeckung Indiens und der neuen Welt eröffnete sich derselben ein neues Feld, dessen Bearbeitung zwar durch die Glaubensspaltung in Europa verzögert, dann aber umso eifriger gepflegt wurde. Das Interesse wendete sich zwar zuerst der körperlichen Erscheinung, der Einteilung in Rassen zu, dann ging man zur Sprachforschung, ferner zur Entwicklung des religiösen, sittlichen und wirtschaftlichen Lebens, der Ehe, des Eigentums, des Staates usw. über. Die junge Wissenschaft versuchte sich in den mannig-

¹⁾ Jo. 7, 17. — ²⁾ Jo. 8, 31. 32.

fachsten Hypothesen, von denen besonders die über die Ehe weite Verbreitung fanden. Die Ernüchterung ist längst eingetreten, und was die Religion angeht, dürfen wir mit dem Ergebnis wohl zufrieden sein: sie ist als allgemeine, manche sagen sogar wesentliche Eigenschaft aller Völker anerkannt. Niemals in früherer Zeit ist der Beweis dafür in so ausgedehnter Weise geliefert worden. Das ist nicht bloß das Verdienst der mit Unrecht der Voreingenommenheit verdächtigten Missionäre. Msgr. Le Roy sagt darüber im ersten Hefte der Zeitschrift: „Anthropos“: „Man hegt das Vorurteil gegen uns, der christliche Missionär vermöge die heidnischen Religionen nicht richtig aufzufassen und zu würdigen. Er kommt in der Absicht, sie zu bekämpfen und ist darum kein unbefangener Zeuge. Wir sind Fanatiker. . . . Wenn es aber Fanatiker gibt, so sind sie nicht auf unserer Seite. Ja, wir sind zum Studium religiöser Dinge besser als wer sonst immer befähigt, ebenso wie ein europäischer Arzt geeigneter ist als sonst ein Reisender, um die Heilkunde der Eingebornen zu erforschen. Es ist eben unser Fach. Der Missionär wird diesen Dingen schon mehr Aufmerksamkeit schenken; um den Menschen Gutes zu tun, ist die erste Bedingung überall die Liebe zu ihnen. Davon müssen die Glaubensboten beseelt sein, und in diesem Geiste studieren sie die religiösen Anschauungen der Eingebornen. Und es braucht nicht viel Scharfblick, um auch bei den tiefstehendsten Völkern eine Basis zu finden, auf welche sich die Lehren und Gebote des Christentums aufbauen lassen. Dieser Gedanke ist sehr bedeutsam und verdiente eine ausführliche Behandlung. Die Religionen ohne Ausnahme sind gleichsam Ruinen eines gewaltigen Baues, der die Menschheit in ihrem Beginne aufnahm. Man findet seine Grundfesten überall, unter dem dichten Gestrüppe des afrikanischen Fetischismus, wie unter den zierlichen Konstruktionen der Religionen Indiens und Chinas. Der Missionär braucht also nicht alles in Bausch und Bogen zu verurteilen, sondern wie ein Archäolog, der planmäßig und geduldig nachgräbt, soll er das Echte und Ursprüngliche von den Beigaben und Entstellungen einer ziel- und ratlosen Nachwelt zu sondern wissen; und hat er so einen Ueberrest gefunden, so kann er in Ausübung seines Amtes darauf weiterbauen. Oft findet er sogar die hauptsächlichsten Materialien schon bereit: er braucht sie nur zu nehmen und an den richtigen Ort zu setzen; die irrigen Begriffe des Heidentums schwinden dann von selbst.

Ein höheres weltbeherrschendes Wesen, dem Menschen gutgesinnte, und andere auf sein Verderben sinnende Geister, die Fortdauer der menschlichen Seele, die Notwendigkeit, mindestens die Wirksamkeit des Gebetes, das fast überall geübte Opfer, der Begriff von Sünde, Pflicht und Gerechtigkeit, das und vieles andere sind Anhaltspunkte, die der Missionär vorfindet und nur zu erkennen braucht. Also nicht als Gegner oder mit verächtlicher Gleichgültigkeit stehen wir diesen Erscheinungen gegenüber, sondern mit Interesse und Wohl-

wollen, dem sich zuweilen — und nicht ohne Grund — tiefes Mit-leiden beimengt.“ Soweit der als ehemaliger Missionsbischof, General-oberer der Kongregation vom heiligen Geiste, sowie als gelehrter Ethnologe gewiß kompetente Msgr. Le Roy.

Die Religionsgeschichte hat seit einigen Jahrzehnten ihre Lehr-sitze an den Universitäten und ihre Fachzeitschriften, und sie ver-dient ohne Frage unsere größte Beachtung nicht bloß aus theoretischem Interesse, sondern wegen des Nutzens, den wir daraus ziehen, und des Schadens, den die Gegner uns zufügen können. Äußerte sich doch kürzlich ein Vertreter der Theologie, die Fundamente des Glaubens seien durch die vergleichende Religionsgeschichte zum Teile weggespült worden, natürlich nicht in Wahrheit, sondern im Sinne der Ungläu-bigen oder der oberflächlichen Beurteiler. Die Gefahr ist nicht gering, weil die Behauptungen der ungläubigen oder dem Unglauben nahe-stehenden Wissenschaft unter das Volk geworfen werden. Sie ist aber auch alsbald erkannt worden. In den Apologien von Gutberlet und Schanz ist dem Gegenstand ein breiter Raum gewährt. Pro-fessor Micheliß in Graz widmet ihm den größten Teil seiner Philosophia Religionis; außerdem haben wir hervorragende Spezial-arbeiten von Chr. Besch, Dahmann, Hardy u. a.

Was den Nutzen angeht, so besteht er in dem Nachweis der Allgemeinheit und Ursprünglichkeit der Religion, wie schon angedeutet wurde. Dann finden sich manche Einrichtungen, die spezifisch christlich zu sein scheinen, auch in den heidnischen Religionen. Gegen den Spott der falschen Aufklärung läßt sich geltend machen, daß Fasten, Zölibat oder zeitweilige Enthaltbarkeit, Taufe und Beichte, Chor-gebet und eine Art Rosenkranz auch anderswo vorkommen, vieles davon in Tibet, manches in Iran und Mittelamerika. Der frühere Doktrinarismus machte nun in neuerer Zeit dem historischen Sinne Platz, der alles Gegebene begreifen will. Das ist aber nur ein Front-wechsel; denn Begreifen heißt soviel, als das Christentum als Produkt der geschichtlichen Entwicklung auffassen. Diese Art des Unglaubens ist zwar etwas duldsamer, solange er nicht das Volk für eine neue Entwicklungsstufe reif hält. Solchen Anschauungen gegenüber müssen wir festhalten, daß unsere heilige Religion viel an sich Natürliches umfaßt und es durch den Glauben in eine höhere Ordnung erhebt. Ich möchte sagen: Ähnlich, wie der Mensch nach einer Seite seines Wesens mit dem Tiere übereinstimmt, nach der anderen es aber wesentlich übertrifft. Die natürliche Religion ist so stark, daß sie niemals entwurzelt wird. Ein atheistisches System wie der Budd-hismus, und ein pantheistisches wie der Brahmanismus, verlieren im Volksglauben diesen ihren irreligiösen Charakter. Es kann also nicht anders sein, als daß das Christentum nicht wenige Züge auf-weist, die sich auch anderswo finden.

Die Religion ist, wie der Leydener Professor Holwerda be-hauptet, überall auf Erden in ihren typischen Formen dieselbe. Bei

den höher entwickelten trifft man da manches, was noch mehr unser Erstaunen erregt, als: inspiriert geltende Bücher, Konzilien, Ordensgelübde, Formen der Sakramente sowie der Heiligenverehrung, die den unsrigen nahestehen. Wir wollen auf diese Punkte etwas näher eingehen und zeigen, daß sie den übernatürlichen Charakter des Christentums keineswegs in Frage zu stellen vermögen. Zuerst die heiligen Bücher.

Die Chinesen haben fünf Ring, „Einschlag“ des menschlichen Lebens und Strebens, die Grundfäden des Gewebes alles Wissens und aller Weisheit; sie gelten ihnen aber nicht für inspiriert, obgleich sie über die anderen klassischen Bücher gestellt werden.

Die Inder glaubten, ihre Vedas seien nicht von Menschen geschrieben, sondern göttlicher Herkunft und im strengsten Sinne des Wortes inspiriert. Von der brahmanischen Theologie werden sie sogar als mythologische und kosmische Größen verehrt. Als man später Irrtümer in denselben erkannte, schränkte man die Inspiration auf die religiösen Bestandteile mit Ausschluß der bloß natürlichen ein, gerade so, wie es manche bezüglich der Heiligen Schrift behaupten.

Das heilige Buch der Perser heißt Avesta, d. h. Wissen oder Gesetz. Der „Prophet“ Zarathustra soll es in Gesprächen mit Gott oder mit seinen Geistern erhalten haben, um es den Menschen zu verkünden. Der älteste Teil sind die Gathas, Hymnen, die bei den Opferhandlungen rezitiert wurden. Möglicherweise rühren sie von Zarathustra oder seinen Jüngern her und sie standen bei den alten Persern im höchsten Ansehen.

Der buddhistische Kanon wird Tripitaka, Dreiforb genannt, weil er aus drei Teilen besteht. Der erste enthält die Ordensregeln und Zeremonien, der zweite die Dogmatik, der dritte die Metaphysik. Der Kanon wurde auf mehreren Konzilien festgesetzt. Man kann annehmen, daß einige Aussprüche von Buddha herrühren.

Der Koran besteht aus Reimsprüchen, welche Mohammed als göttliche Offenbarungen mitteilte. In späteren Zeiten faßte man ihn als das ewige unerschaffene Wort Gottes, welche bei Gott auf einer wohlverwahrten Tafel existierte und bei Lebzeiten Mohammeds in den unteren Himmel herabgelassen und durch den Engel Gabriel dem Propheten mitgeteilt wurde. Die Frage, ob der Koran erschaffen sei oder nicht, veranlaßte große Streitigkeiten unter den Moslim. Mohammed verstand weder zu lesen noch zu schreiben. Darum ist die von ihm aufgenommene jüdische und christliche Ueberlieferung sehr entstellt. Schönheit und Erhabenheit der Sprache ist nur an einigen Stellen zu finden. Mohammed aber schätzte sein Werk so hoch, daß er diese Eigenschaften als Beweis seiner göttlichen Sendung ausgab.

Die Analogie aller dieser für heilig gehaltenen Bücher mit der christlichen Bibel ist geringer als man auf den ersten Blick meinen möchte. Nirgends findet sich der Begriff der Inspiration als einer Einwirkung Gottes auf einen Menschen, wodurch dieser dazu geleitet

wird, ein Buch mit von Gott bestimmtem Inhalte zu verfassen. Am nächsten kommt ihm Mohammed, der seine Aussprüche für göttliche Offenbarungen ausgab. Später schrieb man aber dem Koran eine vorzeitliche Existenz zu. Ähnliches glaubte man in Indien von den Veden; auch abgesehen von phantastischen Theorien, sollen sie nicht von Menschen geschrieben, sondern rein göttlicher Herkunft sein, wie Dr. Lehmann in Kopenhagen angibt.

Der Avesta gilt zwar inhaltlich als geoffenbart; es wird aber nicht gesagt, daß die Abfassung unter göttlichem Einfluß geschehen sei. Buddha glaubte seine Lehre nur von sich selbst zu haben. Seine Sprüche sind also nur die eines weisen, vollkommenen Menschen. Von späteren Geschlechtern wurde er allerdings als Gott angebetet. Die King der Chinesen werden ihres Alters wegen verehrt, es scheint aber nicht, daß sie zur Gottheit in eine nähere Beziehung gesetzt wurden.

Diese Erscheinungen, welchen noch eine und die andere von geringerer Bedeutung beigezählt werden können, haben nichts Auffälliges. Sobald es eine Literatur gibt, liegt es durchaus nahe, sich auch die göttliche Offenbarung in schriftlicher Feststellung zu denken. Das ist so natürlich, daß einige Protestanten den für sie schwierigen Nachweis der Inspiration eben darin suchten, daß wir eines Buches von göttlicher Autorität bedürfen.

Da die buddhistische Kirche nur eine Mönchsgemeinde ist, so sind auch deren Konzilien nichts anderes als Versammlungen von Mönchen, auf denen Fragen der Disziplin verhandelt wurden. Die Fürsten, welche diese Versammlungen ermöglichten, übten wohl auf die Entscheidungen einen großen Einfluß aus. Man zählt drei Konzilien, wovon zwei auf die südliche, eines auf die nördliche Kirche fallen.

In Tibet fand der Buddhismus eine Ausbildung, deren Uebereinstimmung mit katholischen Gebräuchen Verwunderung erregt. Davon läßt sich aber nicht wenig auf das Christentum zurückführen, welches nachweisbar im 6. Jahrhundert durch Nestorianer bis nach China verbreitet wurde. So erklärt sich am besten die Uebung der Beicht vor der Ordensgemeinde, dann eine Art Taufe, Chorgesang, die drei Gelübde, welche aber nur zeitlich sind und den Mönch nicht verhindern, in die Welt zurückzukehren, sobald er sich der Last nicht mehr gewachsen fühlt.

Die Aszese, d. h. die Tugendübung, ist keineswegs eine wunderbare Erscheinung. Wir finden sie in Indien, Persien, Griechenland und bei den stoischen Philosophen, und man begreift, daß sie trotz häufiger Verirrungen gemeinsame Züge aufweist.

Von der Aszese wenig verschieden ist die Mystik, wenn man darunter das Streben und die Vorbereitung auf eine höhere unmittelbare Erkenntnis des Uebernatürlichen versteht. Da sie sich auch außerhalb des Christentums, so bei den indischen Büßern und bei

mohammedanischen Sufis findet, so muß das wahrhaft Uebernatürliche durch besondere Merkmale von jenen teils natürlichen, teils dämonischen Erscheinungen unterschieden werden.

Es war schon von zwei Sakramenten, der Taufe und der Buße, die Rede. Das größte Sakrament, die heilige Kommunion, war durch das Osterlamm vorgebildet, ein Schimmer der Idee leuchtet uns aber in einem merkwürdigen Gebrauche vieler Naturvölker entgegen. Ueber den Totemismus wurde in letzter Zeit viel geschrieben. Er besteht der Hauptsache nach in der Verehrung einer Tier- oder Pflanzenart seitens eines Stammes oder Clans. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts bemerkten die Jesuiten denselben bei den Irokesen in Nordamerika, später fand man ihn bei vielen anderen Völkern und die alten Literaturen enthalten analoge Züge. Häufig behaupten solche Stämme, von ihrem Totem abzustammen oder doch mit ihm verwandt zu sein. Ueber die ursprüngliche Bedeutung sind Ethnologen nicht einig. Salomon Reinach sieht darin eine Hypertrophie des sozialen Instinktes, der sich selbst den Tieren gegenüber geltend mache. Man glaubt an einen geheimnisvollen Pakt des Stammes mit der betreffenden Spezies. J. Capart findet dagegen in der „Revue Néo-Scholastique“ Nr. 47 die Erklärung darin, daß ein Stamm glaube oder vielmehr einmal geglaubt habe (denn die Gebräuche erhalten sich länger als die Ideen), er habe seine Seele, die also kollektiv gedacht wäre, in jener Art von Tieren oder Pflanzen hinterlegt. Die Möglichkeit einer solchen Vergung der Seele außerhalb des eigenen Leibes und damit einer größeren Sicherung derselben wird nämlich vielfach angenommen. Diese Meinung steht der anderen nicht sehr fern; sie erklärt aber besser den Pflanzentotem, weil sich hier ein Vertrag auch in der Phantasie des Wilden schwer denken läßt. Wie dem immer sei, für unseren Gegenstand kommt nur ein besonderer Gebrauch in Frage. Werden nämlich jene Stämme von irgend einer Plage betroffen, so nehmen sie an, ihr Totem habe sich von ihnen abgewendet. Um ihn zu versöhnen, gibt es nun zwei Wege. Entweder bringt man ihm Geschenke, also Opfergaben, oder es wird in einer feierlichen Versammlung ein solches Tier getötet, was sonst durchaus unerlaubt ist, und jeder Teilnehmer genießt ein Stück seines Fleisches. Man glaubt, dadurch die gelockerte Verbindung wieder zu festigen und die in dem geheiligten Tiere liegende höhere Kraft gewinnen zu können. Das ist eine Art Kommunion, wie es auch Capart anerkennt, freilich eine rein fleischliche, wie sie der Herr selbst ausgeschlossen hat. Diese Erklärung hat nichts Befremdliches für den Theologen, der den Sakramenten eine gewisse Sinnbildlichkeit der Gnadenwirkung zuschreibt. Wir brauchen nicht zu glauben, daß solche und ähnliche Zeichen nicht schon vor Christus angewendet worden seien.

Einige Themen der Religionsvergleichung sind in neuerer Zeit mit sehr großer Teilnahme behandelt worden. So das Verhältnis

der babylonischen Religion zum alten Bunde, und das der griechischen Philosophie zum neuen und zur Väterlehre. Darauf einzugehen ist hier nicht möglich. Nur das Verhältnis der Heiligenverehrung zum antiken Heroenkult soll uns noch ein wenig beschäftigen.

Die folgende Darstellung stützt sich auf das vortreffliche Buch des Holländischen Hippolyte Delehaye, „*Les Légendes hagiographiques*“, 2. Aufl., 1906. Das VII. Kapitel ist überschrieben: „*Réminiscences et survivances païennes*.“ Obwohl man sich nach dem bereits Gesagten nicht wundern wird, eine Reihe dem Christentum mit den heidnischen Religionen gemeinsamer Symbole und Bräuche zu finden, so gehen doch jene Forscher weit in die Irre, welche mit G. Wobbermin glauben: „Die Heiligen der christlichen Kirche, vor allem die der griechischen Kirche, stellen die gerade Fortentwicklung des griechischen Heroenkults dar. Die Heiligen sind die Heroen der Antike.“ Die Heroen waren sterbliche Göttersöhne, Wohltäter der Menschheit oder die ältesten Führer eines Volkes und durch ihre Kämpfe berühmt. Man verehrte sie besonders an den Stätten ihrer Geburt oder ihrer großen Taten. Jedes Land und jede Stadt hatte seinen Heros und ein Monument zu dessen Ehre. Er wurde vom Volke um seinen Schutz angerufen. Die Uebertragungen ihrer Leiber werden in ähnlicher Weise wie die Uebertragungen der Ueberreste eines Heiligen erzählt.

Die berühmteste derartige Uebertragung betrifft Theseus. Wie uns Plutarch berichtet, ruhte sein Leib auf der Insel Skyros; die Einwohner hielten aber den Ort geheim. Ein delphisches Orakel forderte nun die Athener auf, seine Gebeine zu holen und mit den gebührenden Ehren in der Heimat zu bestatten. Kymon, der Sohn des Miltiades, führte eine Expedition gegen die Insel, eroberte sie und suchte das Grab. Ein Adler bezeichnete ihm die Stelle, indem er mit Schnabel und Krallen dort zu wühlen anfang. Man fand ein großes Skelett mit Lanze und Schwert. Kymon schiffte sich mit der kostbaren Last ein und brachte sie im Triumphe nach Athen. Der Leib wurde im Mittelpunkte der Stadt, nahe beim Gymnasium, beigesetzt, und wie Theseus im Leben gut und hilfreich gegen die Schwachen gewesen war, so wurde sein Grab ein Asyl für die Sklaven und Armen. Der achte des Monats Phaneppion wurde als Fest zur Erinnerung seiner Rückkehr aus Kreta eingesetzt; man feierte es aber auch am achten der anderen Monate. Dieser ganze Passus könnte mit geringen Aenderungen von mehr als einer Heiligenübertragung des Mittelalters gebraucht werden. Dieselben werden meistens durch eine Mahnung vom Himmel eingeleitet; wunderbare Ereignisse begleiten die Auffindung der heiligen Ueberreste, sie werden vom Volke mit Jubel und Begeisterung aufgenommen. Glänzende Bauten erheben sich über ihrem Grabe, das man als einen Schutz des Landes betrachtet, endlich wird ein Fest zur jährlichen Erinnerung eingesetzt. Dennoch darf man nicht glauben, die Christen hätten dies

alles von den Heiden gelernt. Die Offenbarung der heiligen Leiber durch Engel oder andere übernatürliche Zeichen ist in nicht wenigen Fällen sicher bezeugt, während dies bei den Heiden nicht anzunehmen ist; die feierliche Heimführung samt den weiteren Umständen erklärt sich aber aus der Aehnlichkeit der Umstände, die auch ähnliche Wirkungen herbeiführte. Die Heiligenverehrung ging nicht aus dem Heroenkult, sondern aus dem Martyrerkult hervor, welcher eine ganz andere theologische Grundlage hat. Im Christentum wurde immer der wesentliche Unterschied, ja der unendliche Abstand zwischen Gott und dem Menschen festgehalten. Da aber die Heiligen Freunde Gottes sind, so war es natürlich, daß man, ohne an die Götter und Helden zu denken, auf ihre Macht vertraute, sie um Hilfe in Gefahren, um Heilung von Krankheiten bat und ihnen den Dank durch Ehrenbezeugungen abstattete.

Aber nicht bloß im allgemeinen behauptet man das Hervorgehen der Heiligenverehrung aus dem Heroenkult, sondern man glaubt es auch im Einzelnen, nämlich bezüglich der Namen, Orte und Festzeiten nachweisen zu können. Gelzer meint, das griechische Volk habe seine Anhänglichkeit an die alten Götter auch in der christlichen Zeit bewahrt und sich mit einer leichten Aenderung der Namen begnügt, z. B. Pelagia, Marina, Porphyria, Tychon, Achilleios, Mercurios usw. Das ist aber eine Täuschung. Die Römer gaben nämlich ihren Sklaven und Freigelassenen häufig die Namen griechischer, später auch römischer Götter. Die Griechen folgten dieser Mode, die mit dem Sinken des Polytheismus noch zunahm. Daher die nicht seltenen Namen Hermes, Mercurius, Pallas, Phöbus, die Ableitungen von mythologischen Namen, wie Apollonios, Pegasios, Dionysios u. a. Mehrere Heilige mit solchen Namen sind historisch durchaus sicher, und das müßte genügen, um diesen Verdachtgrund zu entkräften. Andere Namen sind nur scheinbar mythologisch. So ist die heilige Venera nur mittelbar nach der Göttin Venus benannt. Ihr Name bedeutet nämlich Freitag, der im Lateinischen nach dem Planeten Venus benannt ist. Andere Namen erregen freilich, wie Delehaye zugibt, begründeten Zweifel. So verehrte man auf der Insel Korfu eine heilige Kerkyra, die sonst wenig bekannt ist. Man kann den Zweifel nicht unterdrücken, sie sei für Corcyra dasselbe, was Nauplios für Nauplia, Romulus für Rom, Byzas für Byzanz waren. Die Akten der Apostel von Korfu, Jason und Sospater, worin jene angebliche Heilige eine Rolle spielt, bestärken durchaus diesen Verdacht. Andere Namen scheinen Ehrentitel zu sein, die den Heiligen erst in späterer Zeit beigelegt wurden. Bekannt ist die Legende der heiligen Kümmeris, anderswo Dntkommer oder Liberata genannt. Der ursprüngliche Gegenstand der Andacht ist hier offenbar hinter dem Ausdrücke des Vertrauens auf Hilfe in der Not zurückgetreten, und man braucht nicht, wie man es versucht hat, an eine heidnische Göttin zu denken. Andererseits ist zugegeben, daß einzelne

mythologische oder märchenhafte Züge in die hagiographische Literatur, seltener wohl auch in die Volkslegende eindringen konnten.

Die Vertlichkeit verknüpft häufig den christlichen mit dem heidnischen Kultus. Das bedeutet aber nicht die Fortdauer des Alten, sondern den geraden Gegensatz: Die neue Religion griff den Gögendienst in seinen Mittelpunkten an. Cäsar Gallus ließ 351 den Leib des heiligen Martyrers Babylas nach Daphne bringen und erbaute ihm eine Kirche nahe beim Apollotempel. Das Drafel des letzteren schwieg seitdem, und Julian ließ darum die Reliquien des Heiligen wieder nach Antiochien zurückbringen. Aehnlich wie Gallus handelten die Bischöfe an manchen anderen Orten. Als der Gögendienst aufhörte, wurden einige Tempel in Kirchen umgewandelt, wie das Pantheon zu Rom und das Parthenon zu Athen; anderswo stehen die Kirchen auf den Grundfesten früherer Tempel und zeigen so deren Lage an. Auch ist es nicht zu verwundern, daß man dem Donnergott einen Heiligen entgegenstellte, dessen Macht gegen die Ungewitter schon vorher bekannt war, oder auch, daß der in den Besitz eines solchen Ortes eingeführte Heilige schon deshalb gegen Gewitter angerufen wurde.

Das Datum eines Festes muß, wenn man es mit einem heidnischen identifizieren will, an erster Stelle beachtet werden. Man weiß, daß ein Markt oder ein Fest nur sehr schwer auf eine andere Zeit verlegt werden kann, weil das Volk zähe an seiner Gewohnheit festhält. Den Neubefehrten mußte man einen Ersatz für ihre früheren Feste bieten, und vom heiligen Gregor dem Wundertäter wird ausdrücklich erzählt, er habe in dieser Absicht jährliche Versammlungen zu Ehren der Martyrer eingeführt. Dazu war es nicht nötig, sich auch an die gleichen Tage zu halten. Wenn es aber nicht gelang, den Zusammenlauf bei solchen Gelegenheiten abzuschaffen, so blieb nichts übrig, als den Gegenstand desselben zu ändern. So trat die Markusprozession an die Stelle der Robigalia, die zu Ehren des Gottes Robigus um Abwendung des Mehlaues gefeiert wurden. Aber nicht immer liegt die Sache so einfach, wie in diesem Falle. Erstlich war die Zahl der heidnischen Feste sehr bedeutend. In Athen beging man die Feste der Götter nicht bloß jährlich, sondern monatlich. Die Identität des Tages beweist also nicht viel. Man muß aber noch die Abänderungen der Zeitrechnung und die Verschiedenheit der Kalendarien in Betracht ziehen. So vermögen eine Menge Nachweisungen heidnischer Ueberreste im Christentum der Kritik nicht Stand zu halten.

Wir beschließen unseren Rundgang durch die vergleichende Religionswissenschaft, der uns natürlich keinen erschöpfenden Einblick verschaffen konnte und sollte. Ihre Bedeutung ist so groß, daß auch die populäre Apologetik sich mit ihr beschäftigen muß, um dem Mißbrauch der gesammelten Tatsachen entgegenzutreten. Aber auch einen positiven Nutzen haben wir zu erwarten: Die Kenntnis der

allgemeinen und natürlichen Grundlagen der Religion, die Kenntniss der Ausartungen und der Ursachen derselben, nämlich der Leidenschaften, die auch in den aus der Taufe Wiedergeborenen noch wirksam bleiben und daher beständige Wachsamkeit und Abwehr erfordern; endlich den glänzenden Nachweis der Ueberlegenheit der wahren Religion über die falschen, die fast nur irdischen Interessen dienen, während die Kirche den Kampf gegen die Sünde und den Irrthum unentwegt und unter dem offenbaren Beistande von oben fortführt.

Der Brief des heiligen Clemens von Rom an die Jungfräulichen.

Von H. F. Jof. Diell, Pfarrer in Taben-Saar.

In der altkirchlichen Literaturgeschichte wird Papst Clemens (90—99?) als Verfasser mehrerer Schriften genannt. Ein Theil dieser Schriften wird als echt angesehen, ein Theil als unecht oder als zweifelhaft echt. Zu letzteren gehören die *Epistulae duae de virginitate*. Diese Briefe hat ein eigenes Geschick betroffen. In alten Zeiten hatte man wohl Kenntniss von ihnen, wie die Nachrichten bei Epiphanius (H. 30 c. 15) und Hieronymus (c. Jov. I. c. 12) beweisen. Später scheint der Text verloren gegangen zu sein, wenigstens im Abendlande. Erst im Jahre 1752 wurde er wieder aufgefunden und in den Bereich der literarkritischen Untersuchung gezogen. Im genannten Jahre fand J. J. Wetstein den Text der *Epistulae* in syrischer Sprache in einer Handschrift der Peshitto des Neuen Testaments vom Jahre 1470 und gab ihn mit einer lateinischen Uebersetzung heraus. Eine Ausgabe des syrischen Textes nebst lateinischer Uebersetzung lieferte auch Beelen (Löwen 1856). Die Uebersetzung Beelens ist in einer durch Welte und Himpel berichtigten Form wieder abgedruckt bei Funk, *opera patrum apostolicorum* vol. II. p. 1—27. (Für diese Angaben vgl. Funk l. c. *prolegomena* und Bardenhewer, *Geschichte der altkirchl. Lit.* I. S. 117f.).

Wie Funk in seinen *Prolegomena* sagt, haben sich verschiedene Gelehrte (Wetstein, Beelen, Möhler, Permaneder, Champigny, Brück, Martigny) für die Echtheit dieser Briefe ausgesprochen; andere (z. B. Lardner, Benema, Herbst) halten sie für unecht; andere (z. B. Mansi, Lumper, Hefele, Feßler, Alzog) lassen die Frage offen.

Sein eigenes Urtheil drückt Funk mit folgenden Worten aus: „*Mihi epistulae ex his rationibus spuriae esse videntur.*“ (*Proleg.* p. III.) Indem wir in folgendem die Begründung dieses Urtheils beleuchten, nehmen wir auch Rücksicht auf die diesbezüglichen Ausführungen von Bardenhewer (a. a. O. I. S. 113 ff.).

Folgende Gründe führt Funk an, weshalb er die Briefe für unecht hält: